

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Inkognito

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

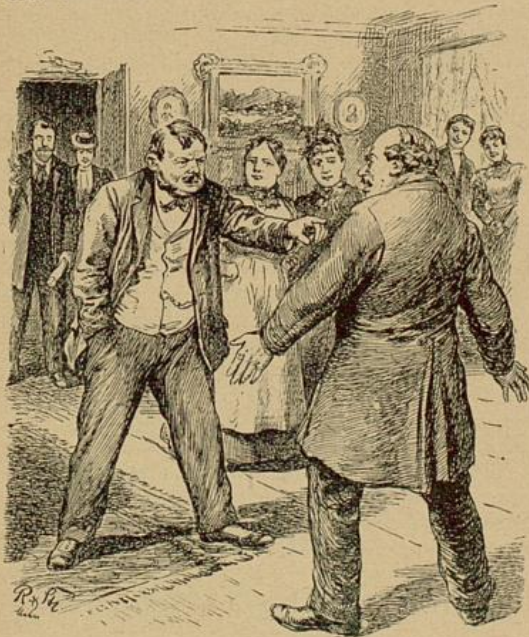
schenterei“ den Anfang gemacht zu haben. Halb im Scherz, halb im Ernst höhnten die Frauen die klugen Eheherren, die sich da so hübsch von einer Eva hatten hinters Licht führen lassen. Toll und lustig lachten Gustav Zeltz und Linchen Nütz.

„Nehmen Sie die Schenkungsurkunden zurück, meine Herren!“ sagte mit Würde der Bürgermeister und hielt den beiden Bräuern die Aktenstücke hin.

Gleichzeitig aber machten beide eine abwehrende Handbewegung und: „Nimmermehr, Herr Bürgermeister! Was geschrieben ist, ist geschrieben!“ kam es unisono von ihren Lippen.

„Sei es denn so, wenn Ihr es nun einmal wollt! Aber ein Ausgleichsweg muß gefunden werden trotzdem. Verheiraten wir die Kinder miteinander, dann bleiben die Gärten in der Familie.“ Und der Bürgermeister legte Eva in die Arme Gustav Zeltz's und er selbst schloß Linchen Nütz für seinen Sohn einstecken an seine Vaterbrust.

„Aber der Hospitalinspektor?“ meinten die beiden Brauer. „Einer von uns kann es doch nur werden. Wer nun aber?“



Im heftigsten Wortkampf fanden sie die beiden Männer miteinander, als sie eintraten.

„Keiner von euch beiden Vätern wird es, sondern ich werde Frau Hospitalinspektor!“ sagte mit komischer Gravität Eva. „Ihr wählet hier meinen Gustav für den verstorbenen alten Fritsch zum Stadtältesten und der Magistrat wählet ihn zum Hospitalinspektor. So will ich's, also befehl ich's! Statt Grundes diene mein Wille!“

Und so geschah es. Ja, ja! die alte Ewalist, auch sie bleibt ewig neu.



### Inkognito.

wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst; das ganze Haus wird wegen dieses dummen Menschen umgekrempt. — Du lieber Himmel, in unserer Zeit ist es doch gar nicht so etwas Großes, wenn ein Mensch ein paar Jahre in Afrika war.“

„Aber Edith, wie kannst du nur solche Worte sprechen? Wenn Alfred zu uns kommt, so ist

das eine große Ehre für unser Haus. Er ist ein berühmter Mann geworden und als solchen müssen wir ihn gebührend empfangen.“

„Gebührend empfangen! — Soll ich ihm vielleicht noch einen Lorbeerkranz stiften? Wozu muß er denn zwei Zimmer eingerichtet bekommen; war unser Fremdenzimmer denn nicht groß genug für ihn? Nein, ich mußte auch noch mein eigenes Zimmerchen für den berühmten Afrikaner hergeben und dafür auf einem Schlafsofa kampieren. — Wenn es wirklich notwendig wäre, dann würde ich kein Wort weiter darüber verlieren, — aber so! — Ich kann durchaus nicht einsehen, wozu der Vetter wohl zwei Zimmer gebraucht — in Afrika werden auch nicht gleich zwei Zimmer für ihn bereit gestanden haben — etwa, weil er ein berühmtes Tier ist? — Was heißt denn eigentlich berühmt, der Mann da in der Jahrmartsbude kündigte gestern seinen dressierten Affenpintscher auch als berühmt an.“ „Edith! ich verbitte mir diesen Ton,“ sagte die Frau Oberstleutnant von Stroger und warf ihrer Tochter Edith einen bösen Blick zu.

„Na, Muttschen, sei man wieder gut,“ erwiderte Edith beschwichtigend. „So böse meine ich es ja gar nicht. Aber erstens ärgert es mich doch zu sehr, daß ich für den mir ganz unbekanntem Vetter, den auch du überhaupt nur einmal gesehen hast, als er kaum zwei Jahre alt war, meine Stube hergeben muß, während der Dunkel General, der doch wahrhaftig etwas Größeres ist als der Herr Vetter, immer nur mit einer Stube zufrieden ist. Und zweitens sieh mal, sparst du, wo du nur kannst; wir halten uns kein Mädchen, weil wir es nicht können und uns seit Vaters Tode einschränken müssen; sonst habe ich immer die Gardinen aufgesteckt, und du warst, obgleich es nicht immer kunstgerecht ausfiel, doch damit zufrieden. — Heute, wegen des Herrn

Betters hast du gleich einen Tapezier bestellt und wirfst so zwei Mark zum Fenster hinaus, als ob meine Aufsteckerei für den Besuch aus Afrika nicht gut genug wäre. Dafür stehen wir beide nun auch noch hier und warten, bis der bestellte Herr Tapezierer gnädigst erscheint und uns die Gardinen samt der Portiere aufsteckt. Ich habe wirklich einen ordentlichen Zorn auf den unbekanntem Better, der mein Mütchen zum . . . — Ah, — da sind Sie ja endlich,“ unterbrach die junge Dame ihre zornige Rede und sah nach dem Hausflur hin, in dem ein sehr einfach gekleideter Mann stand und neugierig durch die offene Stubenthüre herein sah. — „Nun aber fix,“ fuhr sie gleich wieder geschäftig fort, „wir warten schon lange auf Sie. — Hier diese zwei Fenster müssen aufgesteckt werden und dort an der Thüre eine Portiere.“ Der Mann schaute einen Augenblick lang etwas verblüfft die junge Dame an. Dann verzog er seinen Mund ein wenig zum Lachen, während es in seinen Augen lustig aufblitzte.

„Sofort, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er höflich, nahm seinen Hut ab und kletterte in aller Geschwindigkeit die Fensterleiter hinauf. So, dann ist ja auch bald der letzte Handschlag zum würdigen Empfang des Herrn Betters gethan, dachte die Frau Oberstleutnant so für sich und ging ganz beruhigt und befriedigt in die Küche hinunter. Edith blieb mit dem Tapezierer im Zimmer allein. Sie reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf und er machte



„S. e. reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf“

sich mit Todesverachtung an das Aufstecken. Er steckte die sonderbarsten Falten, zerstach und zerriß sich die Fingerspitzen, aber er kam damit nicht zustande. — Schon standen ihm große Schweißtropfen auf der Stirn. Edith zuckte ungeduldig die Achseln und hätte es am liebsten ausgesprochen, was sie so bei sich dachte, daß dieser Mann sich wohl gar ein Künstler in seinem Fach nannte, daß es doch jammerschade für die kostbare Lehrzeit wäre und daß sie selbst das Aufstecken ganz entschieden besser verstünde. Aber es war doch gar zu eigen tümlich, sie wurde ob der Unbeholfenheit doch nicht so recht böse, im Gegenteil, sie fühlte ordentlich Mitleid mit dem Manne, der sich da so vergebens

abmühte. Sie fand Muße genug, ihn recht genau einmal zu betrachten; er hatte ein kluges, angenehmes Gesicht, und Edith sagte sich, der Mann ist doch nicht für diesen Beruf erzogen worden, — der hat seine Lebens- und Leidensgeschichte. Endlich konnte Edith diese Quälerei nicht mehr mitansehen. „Kommen Sie herunter,“ sagte sie halb ärgerlich, halb auch wieder lachend, „Sie kommen damit doch nicht zum Ende, lassen Sie mich hinauf und reichen mir die Stecknadeln zu.“ — Ganz bereitwillig verließ der ungeschickte Tapezierer seinen Platz, den Edith einnahm. Die Arbeit ging ihr flott von der Hand, daß der Tapezierer der jungen Dame gar nicht schnell genug die Stecknadeln zureichen konnte. Dabei ließ er wohlgefällig seine bewundernden Blicke auf der schlanken, hübschen Mädchengestalt ruhen, deren Hände so geschickt die Gardinen aufzustechen verstanden. Edith fing auch einmal einen dieser Blicke auf und das Blut stieg ihr ordentlich in das Gesicht. Verlegen begann sie mit dem Manne ein Gespräch.

„Sie haben wohl noch wenig Uebung im Gardinen aufstecken?“ fragte Edith. „Ich, ich habe noch nie im Leben Gardinen aufgesteckt,“ gestand der Mann ihr ganz offen und ehrlich ein. Edith warf ihm einen Blick zu, der ihm deutlich sagte: So habe ich mich also in dir nicht getäuscht. „Sie hatten dann wohl früher einen anderen Beruf?“ erkundigte sich Edith weiter. „Allerdings, gnädiges Fräulein.“

„Wie kamen Sie eigentlich zu diesem Beruf als Tapezierer?“ — „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb,“ citierte der Mann mit Humor.

Edith wandte sich dem Tapezierer lebhaft zu, der Mann interessierte sie von Sekunde zu Sekunde mehr. „Dummheiten gemacht oder Unglück gehabt?“ forschte sie ungeniert weiter. Der Schelm sah ihm jetzt so recht aus den Augen. Er lachte und erwiderte kurz und bündig, wie er ja auch gefragt worden war: „Dummheiten gemacht.“

„Wo waren Sie früher?“

„In Afrika.“

„In Afrika!“ rief Edith erstaunt aus und ließ vor Ueberraschung sogleich die Gardine los. „In Afrika,“ wiederholte sie und starnte den Mann verwundert an. „In Afrika — in Begleitung?“ fragte sie kurz.

„Ja, in Begleitung,“ antwortete er. — Dann trat eine Pause ein. Edith hing ihren Gedanken nach, die jetzt überall eher als beim Gardinen aufstecken waren. Beinahe hätte sie laut aufgelacht; da stand ja auch so ein Mensch vor ihr, der in Afrika gewesen war! Er hatte vielleicht ebensoviel gesehen, wie der berühmte Better, wegen dessen ihr Mütchen heute das ganze Haus auf den Kopf stellte. Dazu war er also so lange in Afrika gewesen, um nun in Deutschland Gardinen aufzustechen und so seinen Lebensunterhalt zu erringen? Sie empfand wahrhaft Mitleid mit dieser verfehlten Existenz, zumal der Mann so nett aussah, so klug und intelligent dareinschaute! Schweigend steckte Edith noch die Portiere auf. Endlich war die Arbeit fertig. Sie

stieg von der Leiter herunter und betrachtete ihr Werk prüfend. Eben wollte sie dem Manne noch ein paar tröstende, freundliche Worte sagen, da trat ihre Mutter wieder in das Zimmer.

„Wunderhübsch,“ sagte sie mit zufriednem Kopfnicken, die Gardinen und die Portiere betrachtend. „Sie haben Ihre Sache sehr nett gemacht, mein Lieber. Siehe dir die Arbeit gut an, Edith. — Du kannst viel daraus lernen. So hübsch kannst du es noch lange nicht machen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Meister, und werde bei Bedarf stets wieder zu Ihnen schicken. Hier ist Ihr Lohn,“ dabei reichte die Frau Oberstleutnant dem Manne ein Zweimarkstück hin. Er wurde ein wenig verlegen und machte eine Gebärde, als ob er es nicht annehmen wollte. Aber Edith blickte ihn halb bittend, halb befehlend an, so daß er stillschweigend mit einer Verbeugung das Geld einsteckte und sich dann entfernte. „Ein hübscher Mann, Edith; findest du nicht? Er hat ordentlich seine Manieren. Diese Art Leute sehen sich von ihren Kunden die Umgangsformen ab. Ich habe doch wirklich recht, wenn ich sage, nur durch unser gutes Beispiel können wir das Volk erziehen. Reizend hat er die Gardinen aufgesteckt, es liegt ordentlich etwas Kunst darin. Sein ganzes Auftreten gefällt mir, und wenn du einmal heiraten solltest, dann soll kein anderer als er die Gardinen aufstecken. Bist du nicht auch der Meinung, Edith?“ „Gewiß, Muttmchen,“ erwiderte Edith zerstreut. Sie war mittlerweile an das Fenster getreten und blickte auf die Straße hinab. Es war ihr sonderbar zu Mute. Wenn sie ein Mensch jetzt auf Ehre und Gewissen gefragt hätte, was sie eigentlich wollte, dann hätte sie antworten müssen: „Ich möchte den Tapezierer noch einmal sehen.“ Jetzt trat der, an den sie dachte, soeben auf die Straße, — wahrhaftig, er sah glückselig hinauf zu ihr und jetzt nahm er gar artig den Hut ab. Aegerlich und erröthend zog sich Edith vom Fenster zurück. „Diese Art Leute sind doch zu unverschämmt; giebt man ihnen den kleinen Finger, so nehmen sie sofort die ganze Hand,“ sagte sie zu sich selbst.

Ungefähr eine Stunde später klingelte es an der Hausthüre. Die Aufwärterin brachte gleich darauf eine Visitenkarte herein. Dr. Alfred Krester — stand darauf.

„Ach der Vetter,“ rief die Frau Oberstleutnant ganz erfreut aus und ging dem Besuch entgegen. Edith aber verschwand durch die andere Thüre. „Herzlich willkommen in der Heimat, lieber Alfred,“ rief die alte Dame ihrem Besuch entgegen und streckte ihm beide Hände hin. „Ich danke für den herzlichen Empfang, liebe Tante,“ sagte der Nefse, ihre Hände küßend. „Wir haben dich schon früher erwartet, Alfred, nicht wahr, Edith?“ wandte sich Frau von Stroger an ihre Tochter. — Aber Edith war nicht im Zimmer und die Mama dachte so bei sich, es ist doch ein gar zu ungezogenes Göhr. Natürlich mußte sie doch nun Edith bei dem Vetter entschul-

digen und that das mit größter Liebenswürdigkeit. „Edith hat noch in der Küche zu thun; wir haben nur eine Aufwartung und müssen uns schon selbst um das Kochen kümmern. — Aber übrigens, wo hast du dein Gepäck, lieber Alfred?“ „Ich bin im Hotel abgestiegen, liebes Tantel.“

„Wie unrecht von dir, Alfred, ich habe schon zwei Zimmer für dich einrichten lassen und hoffte, dich als Hausgast hier zu haben.“ Die Worte der Frau Oberstleutnant klangen etwas schmolend. Das merkte der gute Vetter wohl, er erröthete ein wenig, küßte dann der alten Dame die Hand und erwiderte: „Verzeihe schon, Tantchen, aber ich weiß ja, was für eine Wirtschaft ein Logierbesuch in einer Stadtwohnung macht, und da dachte ich, es wäre praktischer und angenehmer für dich, wenn ich in einem Hotel wohnte. Ich werde aber, wenn du es erlaubst, am Tage so viel wie möglich in deinem Hause sein. Du bist ja meine einzige Tante, und du glaubst nicht, was für eine Sehnsucht man nach lieben Verwandten hat, wenn man so lange Jahre sich in der Fremde herumgetrieben hat.“

Die Frau Tante war schnell wieder versöhnt und bestürmte den Nefsen mit tausend anderen Fragen. Dazwischen rief sie wiederholt aus: „Nein, wem siehst du nur ähnlich, du erinnerst mich an jemanden, ich weiß nur nicht an wen; nun vielleicht weiß es Edith.“ — Sie unterhielten sich beide gerade recht lebhaft, als Edith eintrat. „Ach da bist du ja, Edith!“ rief ihr die Mutter entgegen. Der Doktor schritt Edith rasch entgegen, streckte ihr die Hand hin und sagte herzlich: „Grüß Gott, Cousine Edith!“

Edith aber nahm die Hand nicht, sie hatte auch keinen Willkommgruß für den Vetter, sondern starre ihn wie einen Geist an. „Aber Edith,“ rief die Mutter vorwurfsvoll, „was soll Alfred nur von dir denken?“

„Wie, du bist der Vetter aus Afrika,“ stieß sie endlich zornig hervor.

Die Situation war peinlich. Zum Glück steckte die Aufwärterin den Kopf zur Thüre herein und meldete: „Der Mann ist da, der die Gardinen aufstecken soll, jnädige Frau; — ich habe ihm schon gesagt, dat schon enner dajewesen wäre, aber er jlobt mich das nich.“

„Da muß ich doch einmal selbst kommen,“ sagte die Frau Oberstleutnant und verließ das Zimmer. Kaum war sie zur Thüre hinaus, da stieß Edith zornig die Worte hervor: „Wie konntest du solchen Spott mit mir treiben?“ und ihre Augen blitzten den Vetter wüthend an. „Wie konntest du mich aber auch nur als Tapezierer ansehen?“ lachte der Doktor.

Und dann fingen die beiden plötzlich an hellauf zu lachen, reichten sich verjöhnt die Hände und schüttelten sich dieselben, wie ein paar heimlich Verschworene. „Kein Wort zu Mutter, sonst verderben wir ihr den gan-en Tag,“ bat Edith.

Alfred nickte lachend, antworten konnte er nicht, denn eben kam Frau von Stroger entrüstet in das

Zimmer. „Das Volk ist heutzutage doch zu unverschämt, der Mann behauptet, er wäre bestellt und ich müßte ihm das ausbedungene Geld geben. Ich habe ihm schon gesagt, es thäte mir leid, aber es wäre schon ein anderer dagewesen; denkt euch nur, der Mann glaubt mir nicht. — Was soll ich nur mit ihm machen, Alfred?“ „Laß mich einmal mit dem Manne reden, Tantchen, wir Männer werden eher miteinander fertig,“ meinte der Doktor; da die Tante ihm beifällig zunickte, ging er hinaus. Edith folgte ihm. Nach ein paar Minuten kamen sie lachend wieder.

„Der Mann ist schon fort, Tante,“ beruhigte der Doktor die alte Dame.

„Gott sei Dank! Aber mir ist die Geschichte noch immer nicht klar,“ bemerkte die Frau Oberstleutnant nachdenklich. „Und der Mensch heute morgen war so nett und manierlich und hat die Gardinen so reizend aufgesteckt, nicht wahr, Edith.“

Edith lachte laut auf, Alfred aber meinte scherzend: „Es wird sich schon einmal aufklären, Tantchen, mache dir nur keine Kopfschmerzen weiter.“

Und es klärte sich wirklich auf. Acht Tage darauf wußte die Frau Oberstleutnant, wer der famose, manierliche Tapezierer gewesen war, und nun wußte sie auch, weshalb ihr der Neffe gleich so bekannt vorgekommen war. An diesem Tage standen nämlich Edith und der Vetter als glückstrahlendes Brautpaar vor ihr und sie gab ihnen gern ihren Segen. — An Doktor Alfreds Uhrkette baumelt noch heute ein in Gold eingefasstes Zweimarkstück. Wer ihn fragt, warum er es trägt, dem erzählt er lachend: „Ja, das Geldstück hat seine Geschichte, ich habe es mir als Tapezierer verdient.“



### Wie die Italiener Besuch vom Teufel bekommen.

Letzten August war's, da ist der Teufel in Person auf der Erde erschienen; damit er aber nicht allsogleich erkannt werde, kam er nicht von unten — wo doch bekanntermaßen die „Hölle“ liegt — sondern von oben, wo der Mensch für gewöhnlich den „Himmel“ sucht. Und damit nur ja niemand eine Ahnung habe, wer er eigentlich sei, nahm der Teufel eine Gestalt an, wie sie kein Kirchenwater jemals ahnenden Geistes erschaut und geschildert hat. Zu allem aber ließ er sich nicht etwa im badischen Lande, nicht etwa zu Karlsruhe, auch nicht in Lahr nieder, wo er doch nach dem frommen Wunsche so manches Schwarzrockes schon längst hätte erscheinen

müssen, um den Hintenden mitsamt all seinen Kalendern zu holen — sondern im schönen frommen Italien erschien er, das doch bis oben hin vollgestopft ist von frommen Gottesmännern, von deaen selbstverständlich auch nicht ein einziger reis dazu ist, daß ihn der Teufel hole. . . .

Aber der Teufel hatte einmal so seine Laune; wer konnte es ändern?

Aus heiterem Himmel, ohne daß ihm jener böse Geruch vorherging, den er sonst von sich zu geben pflegt, fuhr er nieder und gerade in einen Hausen italienischer Bauern hinein. Er schaute aus, wie eine große Seifenblase, schillerte gleich einer solchen in tausend Farben und hüpste gar wütig hin und her — auf und ab. Die Bauern und Bäuerinnen wußten sogleich, wen sie vor sich hatten; sie warfen sich zur Erde und bekreuzten sich von vorn und von hinten — bis einer unter ihnen, der wohl mit dem Teufel unter einer Decke stecken mochte, plötzlich sagte: „Hört, das ist ja gar nicht der Teufel, das ist ein Luftballon, wie ihn die Geniesoldaten in Rom immer steigen lassen.“ Das wollte aber niemand glauben. „Nein, es ist der Teufel, und damit er uns nichts thut, schaffen wir ihn in die Kirche und besprengen ihn gehörig mit Weihwasser.“

Gesagt, gethan! Alles faßt an, und wenn er sich natürlich auch sträubte — denn kein Teufel geht gern zur Kirche! — es half ihm nichts und er mußte hinein ins Gotteshaus, und hier ward er tüchtig mit dem heiligen Wasser genäßt. Da es derweile aber schon dunkel geworden war, so zündete der Mesner einige Kerzen an, und neugierig, wie Weiber einmal sind, hielt eine der Bäuerinnen eine solche Kerze dem Teufel direkt unter die Nase. Das aber verstand der Teufel falsch; die Geduld war ihm — in Form eines feinen, dünnen, etwas stark riechenden Gases — durch einen Riß im Leibe infolge des kräftigen Zufassens von so und so viel rohen Bauernhänden so wie so schon ausgegangen. . . . es gab ein rasches Aufblitzen, einen fürchterlichen Knall — anderthalb Duzend Bauern und Bäuerinnen lagen auf der Nase oder auf sonst welchen edlen Körperteilen — der Teufel aber war verschwunden. Nein, nein, Licht erträgt eben der Teufel nicht. . . . er hält sich immer da auf, wo's hübsch dunkel ist; das Pechrabenschwarze das ist seine Leib- und Magenfarbe. — Nur etliche halbverbrannte Fetlein blieben von ihm auf den Fliesen der Kirche liegen, von denen zwei oder drei Freigeister der Gemeinde meinten, es sei Seide, denn aus Seide würden derartige Ballons zumeist gemacht. Aber die andern wußten es sämtlich besser. Wenn die Fetzen wirklich von Seide waren — nun so stammten sie vom Unterrock von Teufels Großmutter; im übrigen aber stand es für alle fest: sie hatten den Teufel gesehen, den Teufel in eigener Person.

### Spruch.

Was du auch sinnest, was du erstrebst,  
Bedenke — daß du zum Sterben lebst. Fränzel.